

LITERATUR

NEW YORK

Am Abgrund

Thorsten Fuchshuber

Und noch ein 9/11-Roman: Das New Yorker Bürgertum, gesehen mit den Augen von Jay McInerney.

Einen Tag lang - jenen Dienstag, der als „NineEleven“ im Gedächtnis behalten wird - blickte die ganze Welt nach New York. Wer nicht völlig abgebrüht war, nährte diesen Blick mit Empathie für die Menschen dort. Schreckerstarrt sah man Körper aus den in Flammen stehenden Twin Towers stürzen und dem Boden entgegen taumeln. Von der Surrealität der Bilder irritiert, die man aus zahllosen Katastrophenfilmen bereits hundert Mal gesehen zu haben glaubte, verfolgte man den ersten Massenmord, der live im Fernsehen übertragen wurde.

Einen Tag später wandte sich die Welt bereits den politischen Dimensionen des Ereignisses zu - die Menschen in New York blieben zurück mit einem Trauma, dessen Verarbeitung für die unmittelbar Beteiligten kaum zu bewältigen scheint. Nach Don DeLillo („Falling Man“, siehe woxx 940) hat sich nun mit Jay McInerney ein weiterer Autor diesem Trauma gewidmet.

Der in New York City lebende McInerney hat seinen Roman „Das gute Leben“ in der gehobenen Mittelklasse angesiedelt. Er führt die Leser in eine gesellschaftliche Schicht, deren Mitglieder ihr Geld als Broker, Drehbuchautor oder Literaturagent verdienen und „downtown“, also mitten in Manhattan, leben. Beschrieben wird ein Milieu, dessen Protagonisten die wichtigsten Wegmarken eines bürgerlichen Werdegangs bereits beschritten haben: Die Kinder sind auf der Welt, die Karriere ist konsolidiert,

die Träume der Jugendzeit sind in weite Ferne gerückt. Das Feld ist also bereitet für eine Midlifecrisis, in der man fassungslos auf die Wiederkehr jenes ewig Gleichen blickt, das auch die restliche Lebenszeit zu garantieren scheint.

Aus diesem Zustand werden die Menschen in McInerneys Roman durch den Horror der Anschläge brutal herausgerissen. Einige sterben in den Trümmern des World Trade Center, für andere wird die Zeit plötzlich still gestellt. So auch für Luke, einen Investmentbanker, der nur durch Zufall dem Tod entronnen ist. Staubbedeckt aus der Todeszone des Ground Zero tretend, trifft er auf Corinne, zu der sich in den folgenden Wochen eine zarte Liebe entwickeln wird. Die Beiden engagieren sich gemeinsam in einer Suppenküche für die Rettungskräfte und Stahlarbeiter, die mit den Aufräumarbeiten beschäftigt sind. Mittleren Alters und in eher deprimierende Familienstrukturen verstrickt, stellen Luke und Corinne erschrocken fest, dass die Katastrophe ihrem Leben trotz aller Traumata auch eine neue Sinnhaftigkeit verliehen zu haben scheint. Am Krater der eingestürzten Türme fühlen sie sich wie losgelöst von aller zu planenden Zeit - jeder Moment erweckt den Anschein völliger Unmittelbarkeit. Abgekoppelt von ihrem bisherigen Leben, die Sinne geschärft durch das drastisch vermittelte Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit, können sie es einige Wochen lang genießen, sich völlig ineinander zu verlieren. Bis der Alltag sich unerbittlich wieder in den Vordergrund drängt.

„Das gute Leben“ ist ein Roman, der kein eindeutiges Urteil erlaubt. So sind die ersten hundert Seiten des Bu-

ches auch für den Leser mit jener gähenden Leere angefüllt, die der Autor dem Milieu unterschiebt, das er beschreiben will. So bemüht McInerney scheint, seinen LeserInnen die neurotisch-überspannte, bisweilen depressive Stimmung seiner Charaktere vor Augen zu führen, gelingt es ihm nicht, die Figuren etwas feiner und plastischer zu zeichnen. Auch die Dialoge sind, nicht weniger als die erotischen Szenen des Buches, teilweise rettungslos mit Klischees durchsetzt.

Vergangenheit und Zukunft kehren unerbittlich zurück und fegen alle Illusionen hinweg.

Eindrücklicher schreibt er dann, wenn er wie zufällig Szenen aus dem Post-9/11-Alltag der traumatisierten New Yorker in seine Geschichte streut. Wenn etwa ein offenkundig eingewanderter Passant angesichts der Trauernden wütend schimpft, für den gewaltsamen Tod seiner Mutter in seinem Herkunftsland habe sich niemand interessiert, erntet er von den Gescholtenen nicht Wut, sondern Verständnis. McInerney beschreibt auch die spontane Solidarität, zu der Menschen in einer bedrohlichen Situation noch immer fähig sind. In seiner Geschichte hat das Ereignis die Menschen in vielerlei Hinsicht nicht härter, sondern sensibler gemacht.

Die stärkste Passage des Buches ist jedoch ein Schlüsseldialog, in dem Luke gegenüber seiner Mutter nach Jahrzehnten sein Kindheitstrauma zur



Sprache bringt. Hier gelingt es dem Autor streckenweise recht gut, seinen LeserInnen das verhängnisvolle Zusammenspiel menschlicher Psychen aufzuschließen. Zugleich deutet er an, dass es immer auch die Möglichkeit zur Versöhnung gibt.

Darüber hinaus ist „Das gute Leben“ ein Roman, der das Schicksal der bürgerlichen Gesellschaft reflektiert, ohne dabei wirklich kritisch zu sein. Jay McInerney liefert jedoch das Anschauungsmaterial, das kritische Reflexion erlaubt. Nachdem die Anschläge (deren politischer Zusammenhang aus dieser Perspektive nachrangig erscheint) jede Alltäglichkeit in New York aus den Angeln gehoben haben, kann sich das bürgerliche Subjekt - von niemand besser symbolisiert als von der Romanfigur Luke - für eine Weile entspannen: Die Anforderungen des Alltags wurden in den Schlund des Ground Zero gerissen, aus dem ein vermeintlich neugeborener Luke entronnen ist. Doch dann setzt die erbarmungslose Ökonomie der Zeit wieder ein, kehren Vergangenheit und Zukunft unerbittlich zurück und fegen alle Illusionen von Erfüllung und Glück, von Leben ohne Zwang hinweg. So deutet Jay McInerney mit diesem Buch zugleich auch eine bürgerliche Gesellschaft an, die sich die Befreiung vom selbstgeschaffenen Joch nur noch in der Apokalypse vorstellen kann - und die dann von den Urhebern der Anschläge weniger weit entfernt wäre, als uns allen lieb sein kann.

Jay McInerney - Das gute Leben. Aus dem Amerikanischen von Ingo Herzke. Verlag Kiepenheuer & Witsch, 448 Seiten.

LITERATUR



FOTO: SCHMIEREN/WIKIPEDIA

Michael Köhlmeier bei einer Lesung in Olmütz.

VORARLBERG

Agent der Sehnsucht

Thorsten Fuchshuber

Ein literarisches Geschenk: Michael Köhlmeiers Erzählung „Idylle mit ertrinkendem Hund“.

Es ist betörend, wie vorsichtig tastend diese Geschichte beginnt. Jeder Satz des Buches möchte mehrmals gelesen, möchte untersucht werden auf die verschiedenen Perspektiven, die er enthält, bevor er den Blick schließlich frei gibt auf den Zusammenhang, in dem er steht. Vorsichtig tastend beginnt die Geschichte wohl auch deshalb, weil das, was in ihr erzählt werden soll, so schmerzhaft ist, dass es einem - dem Autor Michael Köhlmeier - die Worte nimmt.

Und so beginnt die Geschichte mit dem Besuch des Lektors, den der Schriftsteller zuhause bei sich in Vorarlberg empfängt. Es ist tatsächlich eine Idylle, die auf den ersten Seiten beschrieben wird. Doch dann beschleicht den Leser, der von der Biografie des Autors nichts weiß, dessen tastendem Schreiben folgend, das Gefühl, dass diese Idylle längst schon gebrochen ist. Köhlmeier begleitend, langsam den Gegenstand umkreisend, erfährt er mehr, bis er schließlich ver-

steht, dass das Thema des Buches der Verlust eines geliebten Menschen ist.

Vorsichtig tastend beginnt die Geschichte, weil das, was in ihr erzählt werden soll, so schmerzhaft ist.

Vor einem Jahr wurde sein Generationenroman „Abendland“ als „Epos“ gefeiert. Nun liefert Michael Köhlmeier das schmale Bändchen „Idylle mit ertrinkendem Hund“ hinterher, das kaum aus Versehen ohne den Zusatz „Roman“ auskommen muss. Zu deutlich sind die Bezüge zum privaten Leben des Autors und seiner Familie. Tochter Paula Köhlmeier, mit 21 Jahren selbst bereits eine hoffnungsvoll beachtete Autorin, verunglückte im August 2003 bei einer Bergwanderung tödlich. Das Buch lässt sich als Versuch des Autors lesen, sich diesem Verlust vorsichtig anzunähern.

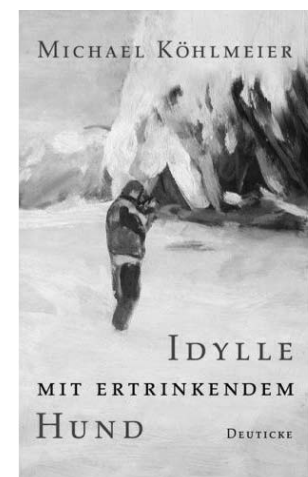
In der Erzählung bekommt der Schriftsteller also Besuch vom Lektor

seines Frankfurter Verlages. „Dr. Beer“ ist ein Sprachpapst und ansonsten ein recht zugeknöpfter Mensch, den der Autor nicht ohne Furcht vor dessen Handwerk und Charakter empfängt. Ihm gewährt er Einblick ins Private, erhofft sich von ihm eine Nähe, über deren gewünschte Substanz sich der Schriftsteller aber selbst nicht im Klaren scheint. Doch das Ersehnte stellt sich nicht ein, und so fungiert der Besucher letztlich als Projektionsfläche, als Kandidat für ein auch im Roman nur fiktiv stattfindendes Zwiegespräch über den Verlust der Tochter, das der Autor sich zu führen wünscht. Der Besucher wird zu Köhlmeiers autosuggestivem Agenten, der das Verdrängte zurück ins Bewusstsein des Autors holen soll, etwa in der (fiktiven) Diskussion um die Frage, wie über den Tod der eigenen Tochter zu schreiben sei.

Fast wider Erwarten gipfelt die Geschichte übrigens tatsächlich im Ringen um einen ertrinkenden Hund, den der Schriftsteller, in eisiger Kälte auf brüchigem Eis liegend, verzweifelt zu retten versucht. Ein wütender, stellvertretend ausgefochtener Kampf

gegen die Vergänglichkeit und den Tod geliebter Menschen, dem man meist noch viel hilfloser ausgeliefert ist, als der Protagonist auf dem Eis.

„Idylle mit ertrinkendem Hund“ ist eine wunderbar literarische Prosa, mit der Michael Köhlmeier bei aller Trauer zugleich eine zärtliche Liebeserklärung an seine Familie, seine Frau und an das Leben geschrieben hat.



Michael Köhlmeier - Idylle mit ertrinkendem Hund. Deuticke Verlag, 112 Seiten.